

Florianne
Koechlin



Zellgeflüster

*Streifzüge durch
wissenschaftliches Neuland*

Florianne
Koechlin



Zellgeflüster

*Streifzüge durch
wissenschaftliches Neuland*

LENOS

Florianne Koechlin

Zellgeflüster

*Streifzüge
durch wissenschaftliches Neuland*

Lenos Verlag

Die Autorin

Florianne Koechlin, geboren 1948, studierte Biologie und Chemie; sie wurde bekannt als Gentechnikkritikerin und Autorin verschiedener Bücher und zahlreicher Artikel. Sie ist Geschäftsführerin des Blauen-Instituts und beschäftigt sich seit Jahren mit praktikablen Alternativen und Erweiterungen zum bestehenden, allzu einseitigen Wissenschaftsverständnis. Sie ist Stiftungsrätin der Zukunftsstiftung Landwirtschaft und der Swissaid und war Mitglied der Eidgenössischen Ethikkommission für die Biotechnologie im Ausserhumanbereich EKAH.

www.blauen-institut.ch

Dank

Ich möchte all jenen danken, die mir für Gespräche zur Verfügung standen: Ernst Beyeler (Galerist), Marcello Buiatti (Molekulargenetiker), Hans-Peter Dürr (Quantenphysiker), Benny Haerlin (Aktivist), Hans Herren (Insektenforscher), Regine Kollek (Molekularbiologin), Jeremy Narby (Schamanenkenner), Martin Ott (Biobauer), Klaus Peter Rippe (Ethiker), Markus Ritter (Biologe), Vandana Shiva (Ökologin), Beatrix Tappeser (Molekularbiologin) und Ted Turlings (Pflanzenforscher). Für die grosse Hilfe danke ich auch Günter Spaar sowie Bernhard Batschelet, Susan Boos, Thomas Dinner, Jeremy Narby, Ruth Marx, Ruth Mascarin, Roger Monnerat, Hansjörg Stalder und Stephanie Zellweger-Tanner.

Günter Altner, Daniel Ammann, Zvezdana Cimerman und Beat Sitter-Liver möchte ich für ihre Beiträge in den Anmerkungen meinen Dank aussprechen.

E-Book-Ausgabe 2016

Copyright © 2005 by Lenos Verlag, Basel

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Anne Hoffmann Graphic Design, Zürich

Coverbild: Florianne Koechlin

ISBN 978 3 85787 946 3

www.lenos.ch

Inhalt

Schwarze Samen, goldene Ähren

Wasserbockparfum gegen Tsetsefliegen

Was erlebt die Biene, wenn sie sieht?

Die Seele der Kuh

Die Würde des Eichenblatts

Von gärtnernden Fischen und smarten Schleimschimmeln

Wie wissen Schamanen, was sie wissen?

In der Biologie ergibt eins und eins nicht immer zwei

Die nicht fangbaren Fische

Zellen flüstern, schwatzen, reden

Nachwort von Philippe Roch

Anmerkungen

Literatur

Vandana Shiva, indische Ökologin

Schwarze Samen, goldene Ähren

Unser Landrover stoppt abrupt. Wir sind angekommen. Über uns erhebt sich ein rotgebrannter Gebirgsrücken. Unter uns liegen terrassierte Hänge. Uralte Steinmäuerchen ziehen sich wie ein Geflecht über den Talboden und weit in die Hänge hinauf. Das Grün der kleinen Äcker leuchtet zart in der Morgensonne. Ich bin in Indien. Ich bin zu Besuch bei der indischen Ökologin Vandana Shiva, um an einer gemeinsamen Publikation zu arbeiten. Zusammen mit einer Freundin habe ich zwei Wochen in ihrem Elternhaus in Dera Dung im Norden Indiens verbracht. Während einiger Stunden sind wir heute im Landrover durch die Berge gefahren, Vandana Shiva, zwei Bekannte von ihr, meine Freundin und ich. Nun haben wir unser Ziel erreicht, das alljährliche Saatgutfestival der Chipkobäuerinnen.

Vor uns, auf einer kleinen Ebene, sind bunte Decken ausgebreitet, und Frauen stehen schwatzend in Gruppen zusammen. Es sind auch Kinder da und einige wenige Männer. Am Rande des Feldes stehen Zelte. Aus allen Richtungen kommen Bäuerinnen herbei, um uns zu begrüßen.

Vandana Shiva, die alle kennt, ist klein und rundlich, sie trägt ihr schwarzes Haar zu einem Chignon geflochten, der mit einer verzierten Lederschnalle zusammengehalten wird. Auf der Stirn hat sie einen roten Punkt, das dritte Auge. Sie ist eine der bekanntesten Kämpferinnen gegen die Macht multinationaler Konzerne.

Vor zwanzig Jahren haben sich die Chipkofrauen zusammen mit Vandana Shiva erfolgreich gegen die Abholzung der letzten Wälder in ihrem Gebiet zur Wehr gesetzt. Als die Baumaschinen auffuhren, umfassten die Frauen die Bäume, hielten sich daran fest und liessen nicht locker, bis die Baumfäller wieder abzogen.

Leise erst, dann immer lauter ist Gesang zu hören. Nach und nach treffen neue Gruppen von Frauen ein, ihre farbigen Saris lose um den Kopf geschlungen. Die Frauen begrüßen und umarmen sich – manche haben sich

ein Jahr nicht mehr gesehen, viele haben einen Tagesmarsch hinter sich. Zuletzt sind etwa achtzig Bäuerinnen versammelt, alle haben im Gepäck etwas von ihrem selbstgezüchteten Saatgut mitgebracht: Reis-, Hirse- und andere Samen.

Später stehen wir mit den Frauen um einen langen, niedrigen Tisch, der mit weissem Papier abgedeckt ist. Darauf liegen Proben des neuen Saatguts sowie Proben aus der Sammlung, die die Chipkofrauen vor einigen Jahren anzulegen begonnen haben. Zuerst, am Tischende, sind verschiedene Hirsesorten ausgebreitet: kleine, dunkelrot-violette Kolben, aber auch langgezogene von einem schimmernden Goldgelb. Es folgen die rispenförmigen Ähren von Sorghum, einer hirseähnlichen Pflanze, die auf Böden gedeiht, auf denen anderes Getreide nicht mehr wächst. Die Ähren variieren in Grösse und Farbe, von hellem Ocker bis zu tiefem Rotbraun. Am unteren Tischende sind Reisähren aufgereiht, die kleiner sind als jene von Sorghum.

Etwa sechzig verschiedene Reissorten liegen ausgebreitet vor uns. Vandana Shiva nimmt eine Ähre, zeigt uns den kräftigen Halm, an dem in mehreren Rispen die Reiskörner sitzen, und sagt: »Diese Reissorte heisst Chawaat, die Trockene, weil sie auch auf trockenen Böden wächst. Sie stammt aus einem Dorf unweit von hier. Viele der anderen Reissorten hier auf dem Tisch sind ebenfalls dürreresistent. Sie werden im Gegensatz zu den üblichen Reiskulturen nicht unter Wasser gesetzt und wachsen auch bei wenig Regen.« Es gibt also dürreresistente Reissorten? Das ist mir neu. Ich frage, ob diese Sorten nicht für die Weiterzucht verwendet werden könnten, um der fortschreitenden Dürre in manchen Weltregionen zu begegnen. »Natürlich, das ist alles schon da«, sagt Vandana Shiva, legt die Ähre zurück und zeigt uns noch einige weitere Reissorten, zuletzt eine Ähre mit schwarzen Körnern. »Dieser Reis heisst Korianderreis, weil die Körner so winzig klein wie Koriander sind. Es ist eine einheimische Spezialität. Ist sie nicht wunderbar?« fragt sie in die Runde und strahlt.

Auf der Hinfahrt im Landrover hat uns Vandana Shiva erzählt, wie die Vielfalt an Samen, die wir zu sehen bekommen würden, fast

verlorengegangen wäre. »Die übliche Geschichte«, sagte sie, »in Indien wie fast überall in der dritten Welt reden die Saatgutfirmen den Leuten ein, sie bräuchten verbesserte Sorten; solche Sorten zu züchten, seien sie aber selbst nicht imstande, weil dies wissenschaftlich geschehen müsse und sie keine Wissenschaftler seien. Wenn die Leute das ständig zu hören bekommen, fangen sie an, ihr eigenes Saatgut als minderwertig anzusehen und zu vernachlässigen, und eines Tages probieren sie das Saatgut aus, das ihnen die Agrofirmer anbieten. Für kurze Zeit ergibt das Industriesaatgut zusammen mit dem Kunstdünger und den Pestiziden höhere Erträge. Dann folgt die grosse Krise – neue Schädlinge, immer mehr Pestizide –, die Erträge sinken, die grosse Armut bricht herein. In Indien gab es früher 30 000 Reissorten, heute stammen drei Viertel der Reisernte von etwa zehn Hohertragsorten. Aber die Chipkofrauen haben wieder angefangen, ihr eigenes Saatgut anzupflanzen und weiterzuentwickeln. Durch sorgfältige Selektion und Weiterzüchtung sind viele neue, lokal angepasste Sorten entstanden, und eine solche Vielfalt ist die einzige Chance, um in dieser rauhen Gegend zu überleben.«

Wir bewegen uns inmitten der Bäuerinnen um den Tisch herum, auf dem in allen Farben und Formen das Saatgut in der Sonne leuchtet. Vandana Shiva zeigt auf einige Ährenbüschel und sagt spöttisch: »Die Engländer haben einige dieser Sorten mit Tiernamen bedacht, zum Beispiel Kuherbse oder Schweinehirse oder Pferdebohne. Sie wussten nicht, wie sie sie kochen sollten, und verfütterten sie deshalb an die Tiere.«

Später erklärt sie uns, nach welchen Methoden im Tal und auf den höher gelegenen Terrassenfeldern angebaut wird. Im Tal, wo es mehr Wasser gibt, pflanzen die Chipkofrauen Reis an, in den höheren Lagen die genügsamere Hirse. Sie säen auf jedem Feld stets verschiedene Sorten – zum Beispiel eine, die die Kälte gut verträgt, eine andere, die gegen Schädlinge besonders resistent ist, eine dritte, die früher reift. Auf diese Weise ist die Chance, dass immer etwas überlebt, sehr gross. In den Hirsefeldern bauen die Bäuerinnen gleichzeitig Mais an sowie verschiedene Bohnensorten und anderes Gemüse. Aber auch Gewürze – Sesam, Koriander, Basilikum – werden auf den gleichen winzigen Terrassenfeldern in jährlichem Wechsel aufgezogen. »Das

ergibt eine gute Balance«, sagt Vandana Shiva, »und fast das ganze Jahr über kann etwas geerntet werden. Diese Sicherheitsgarantie ist wichtiger als ein hoher Ertrag, denn die Frauen müssen ihre Familien ernähren.«

Links und rechts neben uns und rundum beugen sich Gruppen von Bäuerinnen über den Tisch, diskutieren lebhaft, lachen, zeigen auf die Ährenbüschel, berichten von ihren Erfahrungen und stellen Fragen. Wie gerne würde ich verstehen, was hier geredet und berichtet wird. Es ist der 25. Dezember 1993 – Weihnachten also.

Beim Essen sitzen wir uns in zwei langen Reihen gegenüber. Auf Tellern aus Bananenblättern werden einheimische Gerichte serviert, verschiedene Reis-, Linsen- und Hirsegerichte mit Gemüse, die ich noch nie gegessen habe. Der strenge Duft von Ingwer und Koriander liegt in der Luft.

Nach dem Tee steht eine alte Chipkofrau auf und hält eine Ansprache. Sie redet frei, in schnellem Tempo, und alle hören ihr zu. Die Frau erzähle gerade, raunt mir Vandana Shiva zu, dass sie vom Sojaanbau abgekommen sei, weil Soja kein nützliches Stroh ergebe. Das Stroh von Reis oder Hirse hingegen könne als Viehfutter verwendet werden oder bei der Herstellung von Matten und beim Bau der Häuser.

Weitere Bäuerinnen stehen auf, berichten von ihren Erfahrungen und Strategien, und dann, vor Sonnenuntergang, steigen wir in den Landrover und machen uns auf den Rückweg. Wo denn die Männer geblieben seien, will ich von Vandana Shiva wissen. »In der Stadt«, sagt sie. Während den Frauen früher der lokale Anbau von Getreide und Gemüse oblag, seien die Männer für das Vieh verantwortlich gewesen. Sie zogen mit den Herden weiträumig umher bis hinauf in tibetisches Gebiet. Vandana Shiva zeigt auf einer kleinen Landkarte den Distrikt Tehri Garhwal im Nordosten Indiens, wo wir uns befinden. Er liegt nahe der tibetischen Grenze und reicht im Osten bis nach Nepal. Als chinesische Truppen in Tibet einmarschierten, gingen die Weiden im Norden verloren. Dies war der eine Grund für den Niedergang der Viehzucht, der andere war die Abholzung der Wälder. Durch die Rodungen sei zwar Grasland entstanden, aber diese Weiden seien nur während des Monsuns grün. »Im Sommer aber«, erklärt Vandana Shiva, »verdorrt das Gras. Futter gibt es nur noch im Wald am Boden, an den

Büschen und Bäumen. Mit den Wäldern verschwand diese Futterquelle. Der Verlust der Weiden im Norden und die Rodungen führten zum Kollaps der Viehzucht. Nun liegt die ganze Last auf den Frauen. Die Männer finden sich in dieser neuen Situation bis heute nicht zurecht, viele emigrieren und suchen Arbeit in den Städten.«

Nach einigen Stunden erreichen wir unser Nachtlager, ein einsames Hotel mit dem Namen »Trishal Breeze«. Zum Glück gibt es genügend Decken, denn es ist bitterkalt. Am nächsten Morgen bietet sich uns ein atemberaubend schöner Blick: Unzählige Hügelketten staffeln sich in die Tiefe, und ihr Dunkelviolett wird langsam heller. Ganz hinten dann, am Horizont, leuchten die verschneiten Gipfel des Himalaya. Es sieht aus, als würden sie im Himmel schweben, schwerelos, rosarot erst und dann immer weisser. Vandana Shiva zeigt auf die imposanten Gipfel und nennt ihre Namen; jener in der Mitte, sagt sie, heisse Ganges wie der heilige Fluss, und gemäss der hinduistischen Schrift stamme er aus dem Maul der Kuh Ganmukh.

Auf der Weiterfahrt erzähle ich Vandana Shiva, dass die Konzerne in der Schweiz oft argumentierten, Gentechnik sei zur Bekämpfung des Hungers in der Welt notwendig. »Genau das Gegenteil ist der Fall«, legt Vandana Shiva los, »diese Frauen, mit denen wir hier gefeiert haben, sie würden durch die Gentechnik völlig ruiniert. Genmanipulierte Pflanzen gewähren den Konzernen eine totale Kontrolle über das Saatgut. Die Bauern und Bäuerinnen müssen das Saatgut jedes Jahr neu bei der Firma kaufen, zusammen mit der dazu passenden Agrochemie. Da genmanipulierte Pflanzen patentiert sind, dürfen die Leute ihr Saatgut weder aufbewahren noch austauschen. Durch die Patentierung wird eine jahrtausendealte Tradition zu einem kriminellen Akt. So etwas wie das Saatgutfestival – das wäre vorbei.«

Sie beruhigt sich langsam und fährt fort: »Es ist auch eine ethische Frage. Das indische Wort für Samen heisst, wörtlich übersetzt: das, woraus Leben immer wieder entsteht. Gentechnik und Patentrecht erzwingen aber, dass man Jahr für Jahr zur Agrofirma zurückgehen muss, um Samen für das

nächste Jahr zu kaufen. Ich habe das den Frauen gestern erzählt. Sie konnten es nicht glauben. Eine von ihnen meinte, dies bringe den Zustand der Samenlosigkeit hervor. Samenlosigkeit ist bei uns eine ›Sünde‹, es ist das Schlimmste überhaupt.«

Im südindischen Bangalore gab es 1993 eine riesige Demonstration gegen das Freihandelsabkommen GATT (heute WTO) und gegen die Patentierung von Saatgut. Eine halbe Million Bäuerinnen und Bauern kamen zur Kundgebung. Sie reisten von weit her, um ihr wichtigstes Gut zu retten: ihr Saatgut. »Mahatma Gandhi verweigerte die Kooperation mit den Salzbaronen. Wir werden die Kooperation mit der WTO verweigern und die Patente auf unser Saatgut nicht anerkennen«, sagt Vandana Shiva.

In dieser knappen Feststellung steckt die ganze furiose Energie und Kompromisslosigkeit, mit der Vandana Shiva sich zur Wehr setzt. Beides beeindruckt mich. Sie glaubt daran, dass die Welt verändert werden kann, und ihre Erfolge geben ihr recht. Und so bemerkenswert ihr analytischer Scharfsinn ist, am meisten imponiert mir die Frische und Zuversicht, mit der sie die Dinge anpackt und andere für ihre Projekte begeistert. Da ist nichts von jenem jammernden und selbstgerechten Unterton, der in der Schweiz unter Linken und Grünen so oft anzutreffen ist. Einer meiner Freunde meinte einmal, Vandana Shiva habe einfach ein wunderbar freches Mundwerk.

Im Januar 1994 war ich aus Indien zurückgekehrt, ganz inspiriert und voller Energie. Ich stürzte mich in die Arbeit, denn in der Schweiz lief die Gentechnologiekontroverse auf Hochtouren. Im Herbst 1993 hatten wir die sogenannte Gen-Schutz-Initiative eingereicht. Wir, das war eine breite Koalition, zu der Umweltschutzverbände, Tierschutzvereine, Konsumentenorganisationen, Vereinigungen für Biolandbau und Organisationen aus der Entwicklungshilfe gehörten. Die Gen-Schutz-Initiative enthielt drei Forderungen. Erstens: In der Schweiz dürfen keine Freisetzen von genmanipulierten Lebewesen – Tiere, Pflanzen, Mikroben – stattfinden. Wir warnten vor den Risiken: Jede Freisetzung von gentechnisch veränderten Lebewesen sei in puncto Risikoabschätzung wie

ein Wetterbericht für die nächste Woche. Ob er stimme, zeige sich erst später. Zwischen chemischen und biologischen Gefahren bestehe zudem ein grosser Unterschied: Die biologische Gefahr lebe, sie könne sich verbreiten und vermehren. Einmal freigesetzt, gebe es kaum Möglichkeiten, die genveränderten Lebewesen wieder aus der Umwelt zu entfernen.

Zweitens: Tiere und Pflanzen sollen nicht patentierbar sein. Maschinen und Chemikalien könnten wohl patentiert werden, doch Tiere und Pflanzen seien niemals die »Erfindungen« irgendeines Forschers oder eines Konzerns. Patente auf Leben würden zudem zu ungerechtfertigten Monopolen führen.

Als dritte Forderung verlangte die Initiative, dass Tiere nicht gentechnisch verändert werden dürfen. Gentechnische Veränderungen seien Eingriffe von neuartiger Tiefe. Das Einschleusen von fremden Genen ins Erbgut des Tieres sei wie ein russisches Roulette: Niemand wisse im voraus, wo und wie viele Gene integriert würden. Ein versetztes oder »ver-rücktes« Gen könne »ver-rückte« Wirkungen entfalten und beim Tier Leiden verursachen.

Die nächsten vier Jahre – bis zur Abstimmung im Juni 1998 – standen für mich ganz im Zeichen der Gen-Schutz-Initiative. Unsere drei Forderungen bezogen sich auf drei zentrale Bereiche der Gentechnik, in jedem dieser Bereiche formierte sich Widerstand.

Als wir die Initiative einreichten, gab es in der Schweiz keine Freisetzungen von genmanipulierten Lebewesen mehr. Einige Jahre zuvor hatte die Forschungsanstalt Changins bei Nyon erstmals genmanipulierte Kartoffeln ausserhalb eines Laboratoriums auf einem kleinen Acker im Freien angepflanzt. Wir hatten eine Risikoanalyse verfasst, die Medien informiert und den Bundesrat aufgefordert, die Bewilligung für diesen Versuch sofort zurückzuziehen. Schliesslich waren wir zum Acker mit den Gentechkartoffeln marschiert, um an Ort und Stelle zu protestieren. Nach zwei Jahren wurden die Versuche in Changins eingestellt.

Eine andere Freisetzung in grossem Massstab konnte 1995 verhindert werden. Die Behörden wollten einen neuen Tollwutimpfstoff aus genmanipulierten Viren in weiten Gebieten der Nordwestschweiz ausprobieren.

Auch in Deutschland stiessen Freisetzungen auf Widerstand. Dort war der erste grosse Versuch ein Reinformel gewesen. In der Nähe von Köln waren 70 000 genmanipulierte Petunien freigesetzt worden, die rot statt weiss hätten blühen sollen. Aber die Gentechpetunien blühten nicht rot, sondern weiss, rosa, rot und gescheckt.

»Keine Patente auf Tiere und Pflanzen«, auch diese Forderung der Gen-Schutz-Initiative war bereits heftig umkämpft. In Europa wurde 1993 erstmals ein genmanipuliertes Säugetier patentiert: die berühmte Krebsmaus, die dank menschlichem Gen schnell und zuverlässig an Brustkrebs erkrankt. Eine Maus sollte patentiert werden können wie eine Maschine oder eine Chemikalie? Im Protest fanden wir Verbündete bis weit in kirchliche Kreise hinein und bei Organisationen, denen das Wohl der Tiere am Herzen liegt. Gegen das Krebsmauspatent organisierten wir zusammen mit einem Patentanwalt einen Einspruch, an dem sich über achtzig Verbände aus ganz Europa beteiligten.

Auch gegen besonders weitreichende Patente auf genmanipulierte Pflanzen verfassten wir Einsprüche. Einmal demonstrierten wir auf dem Bundesplatz in Bern, und alle Teilnehmenden brachten ihre Tiere mit. Kühe, Pferde, Hunde, Katzen, Hühner, Wellensittiche bevölkerten den Bundesplatz, alle mit dem Schild um den Hals »Wir wollen nicht patentiert werden«.

Die dritte Forderung der Gen-Schutz-Initiative, das Verbot der Genmanipulation an Tieren, sollte sich als die schwierigste erweisen. In einer wissenschaftlichen Zeitschrift hatten wir ein Bild gefunden, das einen genmanipulierten Riesenlachs inmitten seiner kleinen Geschwister zeigte. In der Bildlegende hiess es, dank eines menschlichen Gens würde der Riesenlachs dreizehnmal schneller wachsen als seine Geschwister und dementsprechend auch bedeutend grösser werden. Das Foto hatte mich empört, das ging nun wirklich zu weit! Solche Versuche stiessen auch in einer breiten Öffentlichkeit auf klare Ablehnung.

Aber genmanipulierte Tiere hatten vor allem in der medizinischen Forschung immer grössere Bedeutung gewonnen: Mäuse und Ratten wurden gentechnisch so verändert, dass sie als Modelle bei der Erforschung menschlicher Krankheiten benutzt werden konnten. Die Gen-Schutz-

Initiative zielte eigentlich nur auf die Landwirtschaft ab, doch in diesem Punkt berührte sie einen wichtigen Aspekt der Medizin. Wir appellierten an die Ethik und zeigten neben den Bildern von Riesenfischen auch Aufnahmen von gezielt krank gemachten Mäusen und Ratten. Aber in der Medizin ist die Hoffnung, dank der Gentechnik neue Medikamente zu finden, besonders gross. Deshalb hatten wir bei dieser Forderung fast die gesamte Wissenschaftsgemeinde gegen uns.

Die Industrie setzte alles daran, die Gen-Schutz-Initiative zu bekämpfen. Gentechnik galt damals als *die* Schlüsseltechnologie für die Zukunft, sowohl in der Landwirtschaft als auch in der Medizin. In den USA wurden bereits genveränderte Soja und Gentech-Mais angebaut, und die Industrie ging davon aus, dass Genfood bald den Weltmarkt erobern würde. Auch in der Schweiz war man überzeugt, dass sich genmanipulierte Lebensmittel bald durchsetzen würden, und die Schweizer Grossindustrie wollte bei der Aufteilung dieses Zukunftsmarktes an vorderster Stelle dabeisein. Der damalige Chef des Nahrungsmittelkonzerns Nestlé, Helmut Maucher, sagte, es sei lächerlich zu glauben, dass in absehbarer Zeit nicht ein Grossteil aller Lebensmittel genmanipuliert sein werde. Lächerlich – das war ein Wort mit Widerhaken. Es war für uns Ausdruck jener Arroganz, die zu bekämpfen wir ausgezogen waren.

Ein anderes zentrales Argument gegen die Initiative lautete, es sei unethisch, die Entwicklung der Gentechnik zu bekämpfen, da sie gerade in den armen Ländern des Südens einmal von grossem Nutzen sein werde. Ich schlug vor, Vandana Shiva in die Schweiz einzuladen, damit auch jemand aus dem Süden selbst zu dieser Behauptung Stellung nehmen konnte. An der Pressekonferenz in Bern führte sie aus, ein Sieg der Gen-Schutz-Initiative wäre gerade für den Süden ein wichtiges Signal, denn Gentechnik würde das Hungerproblem nicht lösen, sondern es durch neue Abhängigkeiten nur noch verschärfen. Mit den Worten, sie und alle ihre Verbündeten hofften auf ein deutliches Ja der Schweizer Bevölkerung, schloss Vandana Shiva ihren Beitrag ab.

Ich begleitete sie nach der Pressekonferenz zum Bahnhof. Vor lauter Diskutieren kamen wir vom Weg ab und landeten irgendwo in der Gegend